

## **Vorläufiges Leben. Mit F-Ausweis in der Schweiz**

Suada Behmen, geboren 1947 in Sarajewo, Ärztin, Mutter von zwei Söhnen, seit 1993 als Flüchtling in der Schweiz.

Suada Behmen ist 1993 aus Sarajewo in die Schweiz geflüchtet. Sie lebte mehr als ein Jahr mitten im Krieg, und so mutet es denn auch fast zynisch an, sie nach dem Grund ihres Aufenthaltes in der Schweiz zu fragen. Krieg als Fluchtgrund ist evident und bedarf keiner weiteren Erklärung. Doch Suada ist nicht nur wegen des Krieges geflohen: «Der Krieg ist Hintergrund. Aber zuerst, am Anfang des Krieges, habe ich die Kinder in die Schweiz geschickt. Und dann wollte ich gar nicht Sarajewo und Bosnien verlassen. Das war April '92. Aber als ich auch das Haus, wo ich gewohnt habe, und die Gebäude, wo ich gearbeitet habe, verloren habe, und als die Tschetniks unsere Siedlung erobert haben, und dann möchte ich noch nicht gehen, aber dann habe ich noch ein Jahr wie Flüchtling in eigener Stadt gelebt. Dann als ich Kraft und Mut zum Leben und zum Sterben verloren habe, dann habe ich Sarajewo verlassen. Das heisst, Krieg war schon da. Und vor dem Krieg wusste ich, dass er kommt. Und ein Jahr habe ich schon in Sarajewo verbracht. Aber als ich alles verloren habe, als ich allein auf der Welt geblieben bin, dann habe ich Sarajewo verlassen. Aber nicht das Glück in der Schweiz zu suchen, sondern dass ich aus Hölle gehe.»

Während es für andere genügt, die Flucht mit dem Krieg zu erklären, wurde Suada weder durch den Krieg allein noch durch die Trennung von ihren Kindern, noch durch den Verlust ihres Hauses und ihres Wohnquartiers oder ihrer Arbeitsstelle zur Flucht bewogen. Auch nicht die Suche nach dem «Glück» ist entscheidend. Indem Suada sich von den scheinbar gängigen Fluchtgründen distanziert, grenzt sie sich von anderen Flüchtlingen ab. Ihre Situation erhält etwas Individuelles und Komplexes. Fast empört reagiert sie denn auch auf die Frage, ob sie mit einer Gruppe geflohen sei: «Nein, allein, im Leben oder im Tod.» Ihre Fluchterfahrung ist keine kollektive, sie somit auch kein austauschbarer Kriegsflüchtling.

Das tatsächlich ausschlaggebende Motiv zur Flucht bleibt zunächst vage. Schliesslich stehen doch alle Ereignisse und Umstände, die Suadas Leben in Sarajewo zur Hölle gemacht haben, für Krieg. Suada sucht verzweifelt nach einer Sprache, um ihre Erfahrungen zu objektivieren und den Aussenstehenden zu vermitteln. Auch scheinbar lebendige Bilder am Fernsehen kommen, wie Suada betont, nicht in die Nähe der am eigenen Leib erlebten Ereignisse. «Non-stop, nonstop wurde Sarajewo bombardiert, und nonstop Verletzte, jeden Tag. Nicht nur im Fernseher, ein Tag wurden 74 umgebracht; nein, das war jeden Tag, nonstop.»

Krieg ist für Suada verbunden mit Verlust. Ihre materiellen Verluste sind schnell aufgezählt, denn sie hat «alles verloren». Die immateriellen sind schwerer zu formulieren. Aus Suadas Worten geht hervor, dass sich die optisch wahrnehmbare Zerstörung auch auf anderen Ebenen fortsetzt: Es herrscht Chaos, Sinnlosigkeit und Willkür, «und warum ist auch nicht wichtig, das ging so, weisst du, Vergewaltigung ging auch ohne Grund», und die bestehende Ordnung wird aufgelöst. Im Krieg scheint die ganze Welt verkehrt, so dass für Suada sogar die Fürsorge der Mutter und deren Angst um sie unerträglich werden: «Und dann die ganze Zeit wartete sie auf mich, und dann die ganze Nachbarschaft erzählte, wie meine Mutter eine gute Mutter ist. Das war eine grosse Belastung für mich. Wie kann ich das erzählen (lacht), dass ihr es versteht. Der Krieg ist eine Belastung, und dann die Liebe kommt auch wie Belastung.»

Die zentrale Erfahrung im Krieg besteht für Suada im Gefühl, dem Geschehen ausgeliefert zu sein. Es ging zwar auch schon vor dem Krieg «nicht alles so gut», aber «diese Schwierigkeiten gehören zum Leben. Und das erträgt man». Im Gegensatz dazu vergleicht Suada Krieg mit einem schwebenden Zustand: Krieg ist, «wo man gar keine Verantwortung in die eigenen Hände nehmen kann, dann fühlt man sich nicht, dass man die Füsse auf der Erde hat, sondern dass man, wie sagt man, was machen Wolken am Himmel? Weil sie haben keine Füsse, also dann fühlt man sich, wie man schwebt. Keine Unterstützung, keinen Rücken und so weiter.»

Diese Gefühle der Handlungsunfähigkeit, der Halt- und damit Machtlosigkeit waren für Suada neu. Sie wuchs in einer gutsituierten

Familie in Sarajewo auf. Ihr Vater war Lehrer, daneben engagierter Gewerkschafter und Politiker. Ihre Mutter entstammt einer angesehenen Imam-Familie und arbeitete als kaufmännische Angestellte. Suada studierte wie ihr Bruder Medizin. Während er nach der ersten gescheiterten Ehe eine Schweizerin heiratete und seit mehreren Jahren in der Schweiz lebt, wohnte sie mit ihrem Mann und ihren mittlerweile erwachsenen Söhnen Fehim und Edin in Sarajewo. Suadas Mann, ein Ökonom, verstarb kurz vor dem Krieg an einem Herzinfarkt; sie selber arbeitete als Ärztin in einem grossen Konzern. Ihre damit verbundene, gute gesellschaftliche Position führt Suada zurück auf ihren Einsatz, «ich war immer fleissig», und auf ihr Leistungsbewusstsein, «von Anfang an hatte ich zwei Arbeitsstellen».

Die Flucht aus Sarajewo gelingt Suada nur dank Beziehungen. Als Ärztin ist sie jedoch einem besonderen Risiko ausgesetzt, da gerade die Flucht des in Kriegszeiten so dringend benötigten medizinischen Personals als grosser Verrat gilt. «Dank meinem Beruf habe ich diese Reise organisiert. Und was noch wichtig ist zu sagen, ich als Medizinerin dürfte Sarajewo nicht verlassen. Es war total verboten. Und jeder, der mir Hilfe geben würde, er war auch schuldig.» Die Hilfe der Beteiligten ist zwar riskant, doch liegt ihr auch eine gegenseitige Verpflichtung zugrunde: Im Tausch gegen früher geleistete medizinische Dienste verhelfen ihr die Patienten zur Flucht. «Fünf Kontrollpunkte bin ich durchgegangen, und auf jedem Kontrollpunkt war ein ehemaliger Patient von mir.» – Kommandanten, Offiziere und eine Politikerin. Suada jongliert geschickt mit ihrem sozialen Kapital und übernimmt je nach Bedarf die Rolle, die ihr das kriegesrische «Spiel» abverlangt. So erhält sie die erste Passiererlaubnis als «alleinstehende Mutter, nicht als Ärztin. Und diese Leute, die mir die Papiere gegeben haben, haben gar nicht meinen Beruf geschrieben, sondern nur, dass ich alleinstehend bin, dass mein Mann gestorben ist und so weiter.» Die nächste Fluchtpassage wiederum gelingt ihr in der Rolle der Ärztin. Um schliesslich nach Zagreb ausreisen zu können, gibt sie an, mit ihrer kranken Mutter eine Geschäftsreise unternehmen zu müssen, und lässt sich über eine Verwandte die entsprechenden Papiere ausstellen.

Der Einsatz ihres Beziehungskapitals entscheidet während der

Flucht über Leben und Tod Suadas. Wie essentiell soziale Beziehungen allgemein in ihrer und für ihre Existenz sind, zeigt sich in den Schilderungen des Augenblicks, in dem sie den Entscheid zur Flucht fällt. Zuvor harrt sie ein Jahr lang in der belagerten Stadt aus. Um «Wohnung und Arbeitsstelle und die Zukunft meiner Kinder» zu sichern, schickt sie ihre Buben und den Sohn ihres Bruders aus erster Ehe gleich nach Ausbruch des Krieges unter der Obhut des Grossvaters in die Schweiz. In dieser Zeit stellt sie ihre Dienste als Ärztin unter widrigsten Bedingungen zur Verfügung, bis sie von all den erlebten und ertragenen Entbehungen gezeichnet ist – «dann wir sehen wie Tote aus». In dieser Situation, «wann man nur überlebt hat, nichts mehr», gibt es dennoch einen Kulminationspunkt für Suada: Es ist der Verlust des «Seins», der im Gegensatz zu dem des «Habens» unerträglich ist. Als ihr Status, ihre in der Gesellschaft eingenommenen Rollen und damit ihre Person in Frage gestellt werden, sieht sich Suada zur Flucht gezwungen. Zunächst wird sie ungerechterweise von ihrem neuen Chef «wie eine Verräterin» behandelt, doch als ihr dann sogar die eigenen Patienten und Arbeitskollegen das Vertrauen entziehen, «dann habe ich mich entschieden, Sarajewo zu verlassen».

Bezeichnenderweise ist das Ereignis, aufgrund dessen es zum Vertrauensverlust kommt, nicht auf ein persönliches Fehlverhalten von Suada zurückzuführen, wird ihr aber dennoch als solches angelastet. Suada unterhält die medizinische Versorgung eines ganzen Stadtteils, «und das zu organisieren, braucht man sehr viel Kraft und sehr gute Beziehungen». Es gelingt ihr, «einen Lastwagen Medikamente von Blauhelmen zu bekommen». Die Erleichterung für sie und die Einwohner ist gross, «das war ein Geschenk». Erst nach der Übergabe merkt Suada, dass alle Medikamente verfallen sind. Sie kann die Medikamente nicht abgeben, denn «das war Gift eigentlich», zieht damit jedoch den Zorn der Patienten auf sich. Die Tatsache, dass während des Krieges massenweise unbrauchbare Arzneimittel in Umlauf waren, weil die Geberländer mit dieser Art «Spenden» primär die Entsorgungskosten ihres Medikamentenmülls sparten, ist inzwischen publik geworden. So berichtete beispielsweise die *Süddeutsche Zeitung* am 22. Januar 1998, dass von rund 30 000 Tonnen für

Bosnien gespendeter Medikamente 17 000 unbrauchbar waren wie zum Beispiel 1700 Kilometer Zahnseide in verschiedenen Geschmacksrichtungen aus den USA, «sterile» Kompressen der schwedischen Armee aus dem Jahr 1940 oder Medikamente gegen Lepra, eine Krankheit, die im ehemaligen Jugoslawien gar nicht vorkommt. In dem Stadtteil Sarajewos, der in Suadas Zuständigkeitsbereich fällt, sind diese Zusammenhänge jedoch unbekannt. Die Schuld fällt auf Suada.

Jetzt erst, da ihr vom sozialen Umfeld die Unterstützung und das Vertrauen entzogen werden, ist für sie eine Lebensgefahr spürbar, die sie vorher all der Bombardierungen zum Trotz nie wahrnahm. «Aber ich konnte auch umgebracht werden von einfachen, von unseren Leute, von einem Patient, der einfach mich vor zwei Tagen geliebt hat. Und du bist allein, du kannst auch sterben, das ist nicht so wichtig. Und dann mein Sack war voll, und ... ich ... möchte Sarajewo verlassen.»

Bis zu einem bestimmten Grad ist es Suada also gelungen, mit Engagement, Willenskraft und unter Ausschöpfung ihrer sozialen Beziehungen einen eigenen Lebensweg zu gehen. Die Grenzen des autonomen Handelns sind indes durch die äusseren Umstände gesetzt, die dem Individuum jegliche Kontrolle entziehen, und man kann, wie Suada oben beschreibt, «gar keine Verantwortung in eigene Hände nehmen». Gerade Extremsituationen bringen aber auch Unerklärbares hervor, das sich nicht zuordnen lässt. Auch Suada vermag gewisse Erlebnisse in ihrer Biographie weder auf ihr eigenes Handeln zurückzuführen noch den gegebenen Rahmenbedingungen zuzuschreiben. Um diesem «blinden Fleck» in der Gegenwart dennoch Bedeutung zu verleihen, skizziert Suada das Bild einer Übermacht, personifiziert durch Gott. Suada erklärt auf diese Weise sich und anderen ihr Überleben. Sie, die ein Jahr lang unter Beschuss in Sarajewo auf der Strasse arbeitete, wurde im Gegensatz zu tausend anderen nicht einmal verwundet. Sie, deren Siedlung an der Frontlinie in einer Nacht erobert wurde, überlebte den Angriff im Gegensatz zu 164 anderen Bewohnern desselben Quartiers. «Und dann bin ich, ich bin einfach von Gott geschickt. Das war nicht mein Erfolg, weil ich heute noch lebe, verstehst du, das war gar nicht der Erfolg eines Menschen, dass er weiterlebte. Eh alles, alles

wurde verbrannt, mehrere umgebracht, eh, umgeschlachten auch und so weiter. Und einige haben das überlebt, und keine Antwort wie und warum, einfach überlebt diese Nacht und Punkt.»

Jetzt, nach dem Verlust ihrer sozialen Verortung, stellt sich ihr die Frage der Neudefinition des eigenen Ichs in einem andern Kontext. Da ihr die Schweiz die Aufenthaltsbewilligung verweigert und sie daher auch ihren Beruf nicht ausüben kann, fehlt ihr die Basis zur Wiederherstellung einer neuen Existenz. Auch hier sieht sich Suada als Individuum, das zwar mit entsprechendem Einsatz viel erreichen kann, gegenüber den gesetzten strukturellen Bedingungen indes ohnmächtig ist. «Also, die Schweiz als Land und diese Leute, die Macht haben, erlebe ich wie Feinde. Weil was von oben kommt, das ist für mich eine schwarze Wand. Und durch diese Wand, es sieht so aus, dass man nicht durchgehen kann. Das sehe ich oben.» Direkt zum Ausdruck kommt die feindliche Haltung der «Reichen» und der Politiker in der verwehrten Arbeits- und Aufenthaltsbewilligung.

Die Ungerechtigkeit dieser Praxis besteht für Suada darin, dass nicht ihre individuellen Fähigkeiten und ihre Leistung massgebend sind, sondern der kollektiv zugewiesene rechtliche Status als vorläufig Aufgenommene. «Als ich mich am Anfang hier beworben habe, als Ärztin zu arbeiten, dann die Antwort war jedesmal, dass meine, ehm, wie sagt man, Bewerbung nicht in Frage kommt, weil ich diese Bewilligung habe, nicht weil sie andere Gründe haben. Zuerst kommt in Frage ein Schweizer, nachher C-Bewilligung, B-Bewilligung und dann F-Bewilligung.»

Inbegriff der Ungerechtigkeit wie auch Beweis für die Willkür des Systems ist für Suada die Ungleichbehandlung der Gleichen: Ihr Bruder und sie sind beide Ärzte, «aber weil mein Bruder mit einer Schweizerin verheiratet ist, hat er einen schweizerischen Pass und sein Sohn auch». Noch inakzeptabler ist für sie, dass ihre zwei Söhne, die mit ihrem Cousin geflohen sind und die gleichen schweren Erlebnisse durchgemacht haben, nicht die gleichen Rechte bekommen. «Das ist ungerecht, das ist kaum zu glauben. Das heisst, die Enkelkinder meiner Eltern haben verschiedene Rechte. Das ist eine Katastrophe, das ist sehr schmerzlich.»

Doch «trotz dieses blöden Visum F» haben sie und ihre Söhne

«sehr viele Schritte in der Schweiz» gemacht. Sie wissen, dass sie «in Integrationsprozess gehen müssen; das ist Sprache sprechen, wohnen, wie wir wohnen, das ist in die Schule gehen, das ist Sport treiben, also arbeiten und so weiter». So besteht denn auch aus Suadas Sicht zwischen ihnen und anderen Schweizer Familien kein Unterschied mehr. «Und dann, sie fahren mit den gleichen Zügen, und wir machen nicht Lärm zuhause, wie wir zum Beispiel in Bosnien gemacht haben. Wir sind auch eine ruhige Familie wie die Schweizer.» Der Unterschied existiert lediglich auf dem Papier: «Wenn wir ohne Papiere leben, dann sehe ich eigentlich keinen Unterschied. Aber wenn man diese Papiere nimmt, dann kommen die Unterschiede.»

Als entsprechend tief nimmt Suada den Graben zwischen dem Schweizer Staat und der Bevölkerung wahr. Die Anerkennung, die die Schweiz ihr versagt, erreicht sie um so mehr bei den Leuten. «Aber! Aber jetzt kommen die Schweizer und Schweizerinnen. Das ist ein Unterschied zwischen dem Staat und den Einwohnern.» Mit Begeisterung präsentiert Suada das dichte Beziehungsnetz, das sie sich inzwischen in der Schweiz erworben hat: Ihre Betreuerin garantiert für ihre Wohnung, eine Sozialarbeiterin organisiert Vorträge für sie, eine Journalistin arbeitet mit ihr zusammen, eine Sportlehrerin ermöglicht ihr die Teilnahme an Weiterbildungskursen, ein Arzt «wacht über mein Schicksal», und sie erteilt einem Politiker Sprachunterricht. Wie früher in Sarajewo haben die sozialen Beziehungen für sie nicht nur eine funktionale, sondern auch eine symbolische und identitätsbildende Bedeutung. Ohne dieses tragende Netz hätte Suada noch weniger Boden unter den Füßen. «Also diese Beziehungen bauen mein Leben. Also diese Umwege und diese Beziehungen ermöglichen mir, weiterzuleben.» Ohne den Begriff Heimat zu definieren, bringt Suada zum Ausdruck, dass sie sich dort zuhause fühlt, wo sie Beziehungen hat. In der Schweiz «dank dieser Beziehungen, wir fühlen uns zuhause»; in Sarajewo dagegen, «wenn man kein Haus hat und keine beruflichen Beziehungen hat, ich habe nur einen Bruder, und der ist hier. Und dann ist man allein.»

Der sozialen Eingliederung Suadas steht ihre gleichzeitige strukturelle Ausgrenzung gegenüber. Ihre mittlerweile erarbeitete soziale Position ist aufgrund der fehlenden rechtlichen Verankerung in

Frage gestellt. Leistung, Engagement und Anpassung sind, unverständlicherweise für sie, keine Kriterien zur Erlangung der Aufenthaltsberechtigung. «Und wir haben alles versucht und sehr viel schon gemacht.» Aber auch nach sechs Jahren wird noch in Frage gestellt, «ob wir genug gemacht haben, dass wir eine humanitäre Bewilligung bekommen werden». Suada kann nur konstatieren, dass sie ihr autonomes Handeln noch nicht wiedererlangt hat. Entsprechend erfolglos verläuft auch die Suche nach Vorstellungen von der Zukunft, die Suadas Biographie eine gewisse Kontinuität und Richtung geben und sinnstiftend wirken würden. Es gelingt ihr nicht, aus ihrer gegenwärtigen Situation heraus Perspektiven zu entwickeln. Gemäss geltenden Bestimmungen müsste sie die Schweiz verlassen. Wie sie beispielsweise von anderen Ausländern weiss, ist das Problem durch eine Heirat mit einem Schweizer lösbar. «Und solche Fälle zeigen uns, dass unsere Perspektive nur Heirat ist?» Ihr Unrechtsbewusstsein, Stolz und Ehrgefühl hindern sie jedoch an diesem Schritt: «Ja, aber weisst du, ich fühle mich auch wie eine richtige Persönlichkeit. Und dann würde ich nicht solche Dinge machen, verstehst du. Ich habe nicht das Gefühl, dass ich eine Verbrecherin sein muss, um zu überleben.»

Das offizielle Ende des Krieges in ihrer Heimat geht für Suada nicht mit der Wiederherstellung ihrer Welt, aber auch nicht mit der Konstruktion einer neuen Ordnung einher. Der Boden, der ihr durch den Krieg unter den Füßen weggenommen wurde, so dass sie wie «die Wolken im Himmel» schwebt, fehlt ihr nach wie vor. Das Gefühl, der Macht und Willkür ohnmächtig ausgesetzt zu sein, hat sich nicht verändert. Ursache dafür ist die fehlende Aufenthaltsberechtigung, die das Leben hier in der Schweiz anerkennen würde. Suada möchte «nicht nur in der Schweiz bleiben, sondern leben». Die Definition des F-Ausweises spricht für sich selbst: Es handelt sich um eine «vorübergehende Aufnahme», die Schutz vor dem Krieg, nicht jedoch vor dessen Folgen bieten soll. Suada führt uns das Paradox vor Augen, dass «die oben» sozusagen über die Dauer ihres Lebens bestimmen: «weil ich dieses F habe, weil ich vorläufig lebe».

«Solange man, ehm, eigenes Leben in den Händen halten kann,



solange hat man nicht die seelische Schwierigkeiten, aber wenn man sich mit gebundenen Händen fühlt, wie zum Beispiel wir uns, wenn ich, jetzt kann ich gar nichts für mich und für die Buben machen. Gar nichts. Weil das gehört irgendwo oben. Und dort kann ich nicht gehen, kann ich nicht verändern. Und dann kommt, dann weine ich.»

Interview: Thomas Gass und Chantal Magnin

### **Krieg in Bosnien, Flüchtlinge in der Schweiz**

Die Auflösung des sozialistischen Jugoslawiens führte 1991 mit den Unabhängigkeitserklärungen von Kroatien und Slowenien zu einem Krieg, der mehr als eine Viertel-million Todesopfer forderte und über vier Millionen Menschen in die Flucht trieb.

In Bosnien-Herzegowina setzte sich die Bevölkerung 1991 aus 40 % (muslimischen) Bosniak/innen, 30 % (orthodoxen) Serb/innen und 10 % (katholischen) Kroat/innen zusammen. Als die EG Bosnien am 6. April 1992 als unabhängigen Staat anerkannte, brach der Krieg auch in Bosnien aus. Serbische und später auch kroatische Paramilitärs belagerten und bombardierten Städte und begannen ihre Politik der ethnischen Vertreibungen und «Säuberungen». Ganze Landstriche wurden entvölkert und systematisch unbewohnbar gemacht. Der Krieg setzte in ganz Bosnien eine gigantische Fluchtbewegung in Gang. Eine Million Menschen wurde innerhalb des Landes vertrieben, eine weitere Million suchte im Ausland Zuflucht.

1995 spitzten sich die Kämpfe und Bombardierungen muslimischer Enklaven (wie Sarajewo, Srebrenica und Zepa) in einem Masse zu, dass die NATO mit der Bombardierung serbischer Stellungen begann und in der Region Sarajewo eine «Schnelle Eingreiftruppe» einsetzte. Erst im Herbst konnten die Konfliktparteien zu Friedensverhandlungen gezwungen werden, die im November 1995 schliesslich mit dem Abkommen von Dayton besiegelt wurden.

Das Abkommen teilte den neuen Staat Bosnien-Herzegowina in zwei Entitäten: die «Serbische Republik» und die «Muslimisch-kroatische Föderation». Die sozialen Folgen des bosnischen Krieges waren verheerend. Er zerstörte beinahe die ganze industrielle Produktion, grosse Teile der Gesundheits- und Bildungseinrichtungen und 60 % des Wohnraums. Der Wiederaufbau sowie die Bewirtschaftung des Landes werden erschwert durch die sechs Millionen Minen, deren Entschärfung sich nur zögerlich vollzieht. Die Beschäftigungslage ist mehr als zwei Jahre nach Kriegsende noch prekär: Die Arbeitslosenrate lag Ende 1997 in der Föderation bei 48 %, in der Serbischen Republik bei 65 %.

Entgegen dem Dayton-Abkommen liess die Mehrheit der lokalen Behörden, vor allem in der Serbischen Republik, eine Rückkehr der vertriebenen ethnischen Gruppen bis 1998 nicht zu. Muslimische Rückkehrer/innen, die vor dem Krieg im heute serbisch-nationalistisch verwalteten Teil Bosniens lebten, sehen sich gezwungen, vor-

übergehend an einem anderen Ort Wohnsitz zu nehmen – dort nämlich, wo noch 1998 die intern Vertriebenen leben. Trotz regionaler Fortschritte ist die Bewegungsfreiheit, geschweige denn die Niederlassungsfreiheit über die ethnisch-territorialen Grenzen hinaus, bis heute nicht gegeben.

Rund 25 000 Bosnier/innen fanden während des Krieges in der Schweiz Zuflucht. Eine Minderheit unter ihnen – rund 5000 – erhielt gruppenweise oder individuell Asyl und damit eine dauerhafte Aufenthaltsberechtigung. Diese in der Regel von «ethnischen Säuberungen» betroffenen und deshalb asylrechtlich anerkannten Flüchtlinge erhalten fünf Jahre nach der Einreise die Niederlassungsbewilligung (Ausweis C). Da die anderen rund 20 000 Kriegsflüchtlinge aus Bosnien – unter ihnen Suada Behmen und ihre Söhne – die gesetzlichen Flüchtlingseigenschaften – Gefährdung an Leib und Leben – nicht erfüllten, wurde ihnen in der Schweiz lediglich vorübergehend Schutz gewährt (Ausweis F).

Ein halbes Jahr nach Unterzeichnung des Dayton-Abkommens, im April 1996, hob der Bundesrat die vorläufige Aufnahme von bosnischen Flüchtlingen auf. Rund 20 000 Kriegsflüchtlinge wurden von den kantonalen Behörden angehalten, die Schweiz zu verlassen. Alleinstehende und Ehepaare ohne Kinder mussten bis zum 30. April 1997, Familien bis zum 30. April 1998 ausreisen.

Unter den in der Schweiz lebenden Staatsangehörigen aus Bosnien unterliegen nicht nur die vorläufig aufgenommenen Kriegsflüchtlinge der Ausreisepflicht. Seit der Einführung des ausländerpolitischen «Drei-Kreise»-Modells im Jahre 1991 vergeben die Schweizer Behörden Staatsangehörigen aus Ländern des «dritten Kreises» keine neuen Arbeitsbewilligungen mehr. Das ehemalige Jugoslawien wurde diesem «dritten Kreis» zugeordnet. Nachdem der schweizerische Arbeitsmarkt während Jahrzehnten mehrere hunderttausend Arbeitskräfte aus Jugoslawien rekrutiert hatte, ordnete der Bundesrat nun auch die Wegweisung jener rund 5000 Bosnier/innen an, die kurz vor dem Krieg zur Arbeit in die Schweiz eingereist waren.

Im Frühsommer 1998 hatten sich mehrere tausend Bosnier/innen der Ausreisepflicht widersetzt und sind seither von einer zwangsweisen Ausschaffung bedroht – unter ihnen Suada Behmen und ihre zwei Söhne.

#### *Quellen/Literatur*

- Bundesrat: Botschaft zur Totalrevision des Asylgesetzes sowie zur Änderung des Bundesgesetzes über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer vom 4. Dezember 1995.
- Calic, Marie-Janine 1996: Krieg und Frieden in Bosnien-Herzegowina, Erweiterte Neuauflage, Frankfurt am Main 1995.
- Caloz-Tschopp, Marie-Claire: Institutioneller Rassismus in der Ausländer- und Asylpolitik der Schweiz. Das «Drei-Kreise-Modell», in: Widerspruch 32/1996, S. 151–161.
- Malcolm, Noel: Geschichte Bosniens, Frankfurt am Main 1996.
- UNHCR: Bosnia and Herzegovina. Repatriation and Return Operation 1997, Geneva 1997.